

Brandon Fleming: Nicht schlau genug...

Lässig lehnte sich Maybury in seinem Fauteuil zurück und rauchte in tiefen, genußreichen Zügen seine kurze Pfeife. Auch der erfahrenste Menschenkenner hätte in diesem schwächlichen Fünfsziger nicht den berühmtesten Kriminalromanautor seiner Zeit erkannt, dessen Werke durch seine Lebendigkeit und Spannung weit über das sonstige Niveau dieses Genres hinausragten.

Heute war Maybury müde. Er hatte eben einen Roman beendet und fühlte nun die Befriedigung des Meisters, der seines Erfolges sicher sein kann und nun ein wenig ausspannen möchte.

Die Telefonklingel riß ihn aus seinen Gedanken. Da sein Kammerdiener einen freien Tag hatte, hätte Maybury selbst an den Apparat gehen müssen. Vorläufig aber konnte er sich dazu nicht entschließen und hoffte, daß der späte Siörensried seine Vermählungen einstellen würde. Dieser aber war hartnäckig und endlich hob Maybury unwillig den Hörer auf.

Die Stimme am anderen Ende der Leitung war ihm fremd. Ohne daß er seine Ueberrumpfung irgendwie hätte begründen können, hatte Maybury sofort das Gefühl, daß sie absichtlich verstellt sei.

„Habe ich das Vergnügen mit Mr. Maybury persönlich?“ hörte er.

„Ja. Wer spricht?“

„Ein Kollege, verehrter Meister. Ein Kollege allerdings, dessen Stern noch nicht aufgegangen ist und dessen Namen Sie gewiß noch nie gehört haben...“

„Was wünschen Sie also?“ fragte Maybury brüsk.

„Vielleicht werde ich Ihnen unverschämter erscheinen, verehrter Meister, aber ich wende mich an Sie mit einer ganz großen Bitte, deren Erfüllung für mich ungeheuer viel bedeuten könnte. Der Ruf Ihrer Güte und Hilfsbereitschaft ermutigt mich hierzu...“

In jedem anderen Falle hätte Maybury die Hörer nun aufgelegt. Aber die Stimme dieses Unbekannten fesselte ihn, reizte seine Neugierde.

„Was kann ich also für Sie tun?“ fragte er um eine Nuance freundlicher.

„Ich bin ein begeisteter Leser Ihrer Arbeiten. Ich kenne alle Ihre Werke und wahrscheinlich hat mich gerade dies auf den Gedanken gebracht, etwas Derartiges selbst zu schaffen.“

Ohne Ueberreizung kann ich sogar sagen, daß mich der bisherige Erfolg dieses Versuches selbst übertrifft hat. Aber nun bin ich in meinem Roman an einem Punkt angelangt, an dem ich einfach nicht weiter weiß. Wie soll ich meinen „Verbrecher“ weiterhandeln lassen, ohne auf jene Lebendigkeit zu verzichten, die ich an Ihren Werken so bewundere? — Würden Sie mir nun raten...“

Und der Unbekannte am anderen Ende der Leitung erklärte in kurzen Worten die Situation. Wider Willen gefesselt, hörte Maybury zu. Die Geschichte, die er hörte, schien ihm wirklich

ausgezeichnet. Fast bedauerte er, nicht selbst auf diese Idee gekommen zu sein.

„Das Verbrechen ist nun also begangen“ schloß der andere. „Wie aber soll sich der Täter nun in Sicherheit bringen? Das ist die Frage, die ich selbst nicht lösen kann und derentwegen ich an Ihre Meisterschaft appelliere...“

Als Maybury diese Frage hörte, schloß ihm eine der blitzartigen Inspirationen durch das Hirn, die ihm seine Verübmtheit und sein Vermögen eingetragen hatten: Die Idee, wie der Roman beendet werden mußte, wie der Verbrecher zu handeln hatte, um seines Erfolges sicher zu sein.

Die Idee selbst war so ausgezeichnet, daß sie den Erfolg jeden beliebigen Romans ver bürgt hätte und Maybury zögerte fast, sie preiszugeben. Dann aber kam er zu dem Schluß, daß er sich diese Generosität einem unbekanntem Kollegen gegenüber leisten könne.

Als er geendet hatte, schwebte die Leitung für einen Augenblick. Dann ertönte die Stimme am anderen Ende des Drahtes wieder, die sich nun vor Betäubung und Dankbarkeit kaum zu fassen vermochte...

Nur zwei Tage waren nach diesem Ereignis vergangen, als Maybury eines Morgens beim Durchfliegen seiner Zeitung wie von einem Stoß getroffen zurückfuhr.

„Undenkbar!“ murmelte er vor sich hin. Aber mit jeder Zeile der Sensationsnachricht wurde ihm klarer, daß dieses Verbrechen, dessen Schilderung hier vor ihm lag, jenes war, das der Unbekannte durch das Telefon vor ihm entwidelt hatte. Und dann erkannte er auch die Art, in der der Verbrecher sein Werk vollendet hatte, ohne der Polizei auch nur eine Chance zu seiner Ueberführung zu geben:

Seine Idee, seine Inspiration war es, die hier die Ausführung eines Mordes ermöglicht hatte! Eine Weile sah Maybury wie erstarrt

Bergwald im Schnee

Auf den Bergen der Heimat liegt der Schnee, der Fuchs schnürt einsam durch den Forst, im Grund bellt aufgeschreckt ein Reh, der Bussard lauert im Tannenhort.

Der Auerhahn duckt sich ins Geäß, das Giehorn sucht sein Hamstorkhaus und hält ein fröhliches Fatterfest und kehrt zurück und schläft sich aus.

Der Wald steht schweigend und atmet kaum, geweihte Halle im Dämmerlicht, mit tausend Säulen, Baum an Baum, in Reichtum rein, in Größe schlicht.

Und durch den Wald sanft leich der St. Verschneite Bergwelt, still und weit, nie gleit ich auf dem Brett mehr, nie durch deine große Einsamkeit!

Mag Barth.

in seinem Fauteuil. — Obwohl es sein Beruf war, auf dem Papier Verbrechen zu begehen, war er das Musterbeispiel des korrektesten Staatsbürgers. Die Idee aber, bei der Durchführung eines so scheußlichen Verbrechens zumindest Mithilfe geleistet zu haben, erfüllte ihn mit Schauern. Es gab nur einen Weg, um seine Ruhe wiederzufinden: Der Täter mußte entdeckt werden.

Maybury warf die Zeitung wütend zur Erde. Dann erhob er sich und schloß sich in seinem Arbeitszimmer ein.

„... und nun brauche ich Ihre Hilfe!“ schloß Maybury seinen Bericht, den Chefinspektor Fay von Skotland Yard ohne ein einziges Mal zu unterbrechen, angehört hatte. „Ich habe mir einige Notizen über den mutmaßlichen Täter gemacht. Wollen Sie überprüfen, ob sie auf eine der Personen stimmen, die Sie im Laufe der Verhöre kennengelernt haben?“

Die nächste halbe Stunde verging in schweigender Verposität. Endlich sah Fay auf. „Einer Ihrer Notizen passen bis ins Detail auf einen gewissen Stephen Brant, den Vater des Ermordeten. — Auch die Motive wären einleuchtend. Aber als Beweismaterial ist das natürlich alles völlig ungenügend...“

Trotzdem ist Brant in diesem Falle der Unbekannte, der mit mir telephonierte und somit der Mörder. Trotz all seiner Schlaubeit hat er einen kleinen, psychologischen Fehler begangen. — Sie haben doch seine Adresse?“

Stephen Brant saß in seinem Ingrid's eingerichteten Appartement in West-End. Vor ihm stand ein halbgefülltes Glas Whisky-Soda, in der Hand hielt er eine schwere, schwarze Zigarette.

Er war fast ruhig. Seine Tat war vorbildlich gelungen. Durch die Idee, die er sich auf so raffinierte Weise von Maybury beschafft hatte, schien ein Nachweis seiner Schuld völlig undenkbar. Und auch Maybury selbst konnte wohl nichts tun, als sich mit seiner Niederlage abfinden. Keine Chance, die verstellte Stimme zu erkennen oder dem Anruf sonstige nachzugehen, der aus einer öffentlichen Sprechzelle erfolgt war. Wahrscheinlich würde sich Maybury überhaupt hüten, der Polizei die Täuschung einzugestehen, deren Opfer er geworden war.

In dieser Sekunde schillerte die Klingel der Eingangstür und Brant bemerkte, daß seine Hand zitterte. Und er mußte doch seine Nerven in Gewalt behalten. Wahrscheinlich irgend ein gleichgültiger Besucher. — Wieder läutete es. Der Diener war fortgegangen. Er würde selbst öffnen müssen...

Ein schwächlicher Herr mit angegrauten Schläfen stand in der Eingangstür. „Habe ich das Vergnügen mit Mr. Stephen Brant?“ fragte er liebenswürdig. „Ganz recht.“

„Mein Name ist Maybury...“ Eine Sekunde später hatte sich Brant wieder in der Gewalt, aber er wußte, daß der

andere sein Erschrecken bemerkt hatte. „Treten Sie näher“, jagte er kühl. „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen...“

Benige Minuten später sahen die beiden einander in bequemem Fauteuil gegenüber. Neben Brant stand ein kleines Tischchen, das Whisky, Soda, Zigaretten und den Telefonapparat trug. Maybury hatte jede Erfrischung abgelehnt.

Im Hirt Stephen Brants jagten einander die Gedanken in tollem Reigen. Was war geschehen? Was wußte Maybury?! Endlich entschloß er sich zu einer Frage.

„Womit kann ich Ihnen also dienen, Mr. Maybury?“ Ehe dieser aber hätte antworten können, läutete es wieder.

„Entschuldigen Sie, Mr. Maybury“, sagte Brant, als er wieder ins Zimmer trat. „Jemand suchte den Mieter im oberen Stockwerk. — Aber Sie wollten mir doch den Grund Ihres Besuchs erklären...“

„Ganz recht, Mr. Brant. — Maybury neigte sich leicht vor. „Ich hatte vor einigen Tagen ein merkwürdiges Erlebnis: Ein Unbekannter erjuchte mich telefonisch um die Lösung einer Romanidee. — Später stellte sich dann heraus, daß gewissermaßen nach meinem Rezept ein fürchterliches Verbrechen begangen worden war...“

„Außerordentlich interessant und geschickt. — Nur sehe ich nicht ein, inwiefern dies gerade mich...“

Doch Maybury schien nicht gewillt, sich unterbrechen zu lassen. „Recht geschieht allerdings“, fuhr er fort. „Aber auch ziemlich gefährlich. Tatsächlich nämlich hat der Verbrecher einen schweren psychologischen Fehler begangen: Bedenken Sie, daß ein Kriminaldramatiker niemals eine wirklich unlösbare Situation schaffen darf. Sie wären ja sonst für ihn wertlos, da er immer eine Möglichkeit haben muß, den Verbrecher auch logisch zu überführen, wenn sich die Notwendigkeit hierfür ergibt...“

Brant fühlte, daß seine Nerven unter der ungeheuren Tortur, der sie in diesen Sekunden ausgehakt waren, nachzulassen begannen und er wußte, daß dies seinem fürchterlichen Gegner nicht verborgen blieb. — Dieser aber fuhr im gleichen, leichten Konversationsston fort: „Sie müssen bedenken, daß mein Hirt auf solche Arbeit trainiert ist und so füge ich fast im Unterbewußtsein in meine Rede die Handhabe, mittels derer der Täter der Gerechtigkeit zugeführt werden kann...“

Wenn mich der Unbekannte damals danach gefragt hätte, würde ich ihm gewiß ahnungslos auch dieses Geheimnis verraten haben und er wäre nun in absoluter Sicherheit... So aber habe ich mich der Aufgabe unterzogen, diesen „Roman“ fertigzuschreiben und ich möchte Ihnen jetzt das letzte Kapitel erzählen, Mr. Brant. — U. wird Sie gewiß interessieren, obwohl Sie es ausgezeichnet verstehen, am Telefon Ihre Stimme zu verstehen...“

Brant fuhr mit einem wilden Fluch in die Höhe.

„Sehen Sie sich, Brant, Ihr Spiel ist aus!“ jagte Maybury ruhig. „Sie sind ein recht geschickter Mörder, aber nur ein mittelmächtiger Psychologe. Und deshalb werden Sie hängen, Brant...“

Bitternd vor Wut und Entsetzen lag Brant in seinem Stuhl, während das Gesichtsmis seiner Lat über seine Lippen brach. „Aber Sie haben keine Beweise, können keine Beweise haben!“ brüllte er endlich, sich zusammenraffend. „Nur Sie können mir gefährlich werden und Sie werden dieses Zimmer nicht lebend

verlassen!“ Mit geballten Fäusten stand er vor seinem schwächlichen Gegner.

„Sehen Sie sich, Brant. Ich werde Ihnen noch erzählen, wie ich diese Geschichte fertiggeschrieben habe. Dann können Sie Ihren Entschluß ja noch immer fassen.“ — — — Die ruhige Ueberlegenheit Mayburys verfehlte ihre Wirkung nicht. Noch immer vor Erregung zitternd, der er vergebens Herr zu werden bemüht war, ließ Brant sich auf die Lehne seines Fauteuils nieder. Seine Miene berriet Maybury die Gefahr, in der er sich befand, aber seine Stimme war noch immer ruhig und gelassen, als er fortfuhr:

„Mein Detektiv kannte also den Täter, hatte aber, wie Sie ja schon festgestellt, keinerlei Beweise gegen ihn. Er verständigte sich also mit Scotland Yard und begab sich persönlich in die Wohnung des Mörders. —

Benige Minuten nach seiner Ankunft läutete es verabredungsgemäß an der Wohnungstür, was den Täter veranlaßte, das Zimmer auf einige Sekunden zu verlassen. — In diesem kurzen Zeitraum hat mein Detektiv etwas ganz Merkwürdiges, eine Handlung von großer Wichtigkeit:

Der gefährliche Augenblick

Von Jan Peterson

Gestern war ich in eine unangenehme Situation geraten. Ich hatte per Rad einen Genossen aufgesucht, der in einem Nebenbezirk wohnte. Ich mußte mir von ihm für die nächste Nummer unserer Zeitung Material über die SA- und SS-Formationen holen. Der Genosse und seine Frau baten mich so lange, bei ihnen zu Abend zu essen, bis ich blieb. Wir unterhielten uns sehr gut und tauschten unsere Erfahrungen auf dem Gebiete der illegalen Arbeit aus. Der Genosse erzählte mir unter anderem, daß man in seinem Bezirk Kundfunkabende organisiert hätte, bei denen man gemeinsam die „Deutschen Sendungen“ aus Moskau abhörte. Zwei sozialdemokratische Genossen hätten zu diesem Zweck ihre Wohnungen und ihre Empfänger zur Verfügung gestellt. Ich erklärte, daß in meinem Bezirk das Moskauer Abhören noch nicht organisiert werden konnte, weil wir fast jeden Abend von SA-Leuten heimgesucht werden. Nun forderte der Genosse mich auf, die Gelegenheit zu benützen und die Moskauer deutsche Sendung bei ihm zu hören. Ich blieb und er fuhr viel Neues und Interessantes. Als ich dann aber nach der Uhr sah, war es bereits bald elf. Ich wurde unruhig. Schon so spät? Was sollte ich jetzt mit dem Material machen, das ich mir geholt hatte? Dann kam mir ein glänzender Einfall. Ich ließ aus dem Vorderreifen meines Fahrrades die Luft aus, nahm die Decke aus, wickelte mein Material um den Schlauch, zog die Decke wieder über, pumpte den Reifen aus, und fuhr los.

Es war eine wunderbare, schöne Nacht. Das Rad rollte über den Asphalt leicht dahin. Ich brauchte fast kaum zu treten. Jetzt wurde die Straße menschenleer. Rechts und links zogen sich endlose Laubentlonien. Ich hatte noch Zeit zu radeln. Vor einigen der Lauben brannten Lampen und die und da drangen zu mir Mandolinensänge herüber. Ach, das Leben war doch schön! Und einmal würde es schon anders werden, wenn erst wir...“

Aus meinen Gedanken wurde ich durch plötzliche Schüsse aufgedeckt. Oder waren es keine Schüsse? War etwa mein Gummireifen geplatzt? Das hätte noch geklappt! Ich sah hin-

Er steckte ein winziges Holzstäbchen zwischen Hörer und Kästen des Telefonapparates, dessen Verbindung auf diese Weise während der ganzen aufschlußreichen Unterredung der beiden aufrecht blieb. — Es versteht sich von selbst, daß Scotland Yard mit dem andern Ende des Drahtes verbunden war...“

Die Aufgabe meines Detektivs war also klar und nicht einmal übermäßig schwer: Er hatte den Mörder zu veranlassen, den einzig denkbaren Beweis gegen sich selbst zu liefern, der überhaupt erbracht werden konnte: Ein Geständnis vor mehreren Zeugen...“

Noch ehe Maybury geendet hatte, war Brant aufgesprungen und hatte mit einem wilden Fluch den Apparat zur Erde geschleudert. Als er sich wieder umwandte, sah er den matten Lauf eines Revolvers auf sich gerichtet. In der gleichen Sekunde schrillte die Türslingel von neuem.

Maybury wies auf die Türe. „Wir wollen unsere Freunde von Scotland Yard nicht unnötig warten lassen“, sagte er ruhig.

(Deutsch von Bert Clifff.)

unter — nein, es schien alles in Ordnung zu sein... „Krach!... Krach!... Pst... Pst...“ Das pfiff ja um meinen Kopf! Und da schrie ja auch jemand! Ich wandte mich um. Hinter mir liefen Menschen. Was wollten sie denn von mir? „Halt! Halt!“ riefen sie.

Ich bremste und stieg ab. Es waren SA-Leute. Fünf, sechs, sieben Mann, zählte ich. „Jetzt werden sie mich gleich festnehmen!“ schrie es mir durch den Kopf, und die Angst legte sich schwer auf mein Hirn.

Da waren sie schon an meiner Seite, und zwei von ihnen hielten mir ihre Revolver vor die Nase. „Also haben sie wohl auf dich geschossen!“ dachte ich wieder, und ein Kröfeln lief mir über den Rücken. Ich habe schon an mancher Demonstration teilgenommen, bei der die Polizei geschossen hatte, aber zum erstenmal wurden die Schüsse direkt gegen mich abgefeuert. Meine Hände umklammerten krampfhaft die Lenkstange des Rades. Die SA-Leute durften unter keinen Umständen merken, wie ich zitterte.

„Kommst du nicht gleich anhalten, du Schwein, du?“ schnauzte mich einer der SA-Leute an und stieß mich mit dem Lauf seines Revolvers an.

„Ich wußte nicht, daß Sie mich gemeint haben...“

„Dau ihm doch eines in die Presse! Aber ordentlich!“ brüllte ein anderer SA-Mann, der neben ihm stand.

„Erst durchsuchen!“ meinte der erste. „Leg das Rad weg, du Schwein!“ wandte er sich wieder an mich. „Und heb die Hände hoch! Los!“

Ich gehorchte. „Leg das Rad weg...“, hatte er gesagt! Nein, darauf würden sie nicht verfallen... Mein Herz schlug wie ein Preßlufthammer, aber ich habe die Nerven schon wieder in Gewalt, lege das Rad auf den Hinterräder und hebe die Hände. Sie tasteten mir die Hosentaschen ab. Besonders sorgfältig in der Armegegend.

„Taschen ausleeren!“ „Ich gehorche wieder. Auf der Straße war keine Menschenseele. „Was sage ich, wenn sie mich danach fragen, wo ich wohne und wie oft ich...“

hierher komme?" dachte ich weiter. Mein Gehirn arbeitete fieberhaft.

Den Schlüsselbund, den Kamm und zwei Taschentücher durfte ich wieder in die Tasche stecken. Was konnte ich schon an mir verbergen? Ich hatte ja so wenig an!

„Am besten, ich spiele den Kengstischen!“ überlegte ich. „Dann wird ihre „Nacht“ ihnen selber imponieren, und sie lassen mich laufen. Daß sie mir in die Fresse geben wollten, haben sie offenbar schon vergessen. . . Aber sie riskieren ja noch immer ihre Revolver auf mich. Denken sie denn, daß ich versuchen werde, dabonzulaufen? So ein Quatsch!“

Da fragt einer — er ist offenbar der Führer, nun ja, er hat ja ein Sternchen am Kragegen —: „Wo kommst du denn jetzt zur nachtschlafenden Zeit her?“

„Ich war bei einem Bekannten. . . Wir haben Geburtstag gefeiert. . .“ erwiderte ich hotternd.

Er sah mich drohend an. Und die anderen? Sie schienen nur auf ein Kommando von ihm zu warten, um über mich herzufallen.

„Nach dich dünne, Mensch! Aber dalli!“ brüllte mich ihr Führer an. „Und merke dir: wenn dich die SA anruft, hast du stehen zu bleiben!“

„Nawohl“, erwiderte ich mit gefünstelt ängstlicher Stimme. Der Führer schmunzelte und sah voller Stolz seine Leute an. „Na, der macht gleich schlapp!“ stand in seinem Wid geschrieben. „Möchte er nur schmunzeln!“

„Abfahrt! Aber rasch!“ brüllte er mich wieder an.

Einige Schritte rollte ich das Rad vor mich her. „Nur nicht zu eilig sein!“ sagte ich mir. „Sie beobachten dich!“ Dann stieg ich auf und radelte davon.

Die Reifen rollten über den Asphalt. Und das wichtige Material rollte mit. . .

(Aus dem Russischen rüber-
übersetzt von Gregor Jarcho.)

Tote Fabriken

Wir finden sie überall, am häufigsten aber im Randgebiet dieses Staates.

Sie säumen den Fuß des Erzgebirges von Rothau bis Peterstwald, sie stehen verlassen im nordböhmischen Niederland, sie blicken mit toten Augen in die freundlichen Täler des Hecergebirges, sie fehlen nicht in Ostböhmen und im mächtich-schlesischen Hügelland.

Sie sind die Grabsteine eines Industriefriedhofes, der vielleicht in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat.

Arbeitende Fabriken sind lebende Organismen; sie haben Hirn, Herz und Pulsschlag, sie wachsen und sterben ab im natürlichen Kreislauf des Lebens. Daran ist nichts Besonderes.

Das Massensterben der Fabriken unseres Landes jedoch ist anderer Art. Sie hatten gesunde Glieder und haben einmal gute und schöne Güter erzeugt und nun fallen sie als Opfer einer Krankheit, die die Wirtschaft der ganzen Welt ergriffen hat.

Der tobringende Bazillus heißt Profitkapital.

Er mordete, erdrockelte Fabriken haben etwas Unheimliches an sich. Man reißt ihnen das Herz, die Nervenstränge und die Eingeweide aus und verkauft alles an den Reißbühenden: Sie werden zerstückelt und ausgeschlachtet wie weidwund geschossene Tiere. Das nackte Gerippe läßt man meist liegen, manchmal wird auch das verkauft.

Die Zahl der toten Fabriken steht im ungeheuren Verhältnis zur Summe an Glück und

Wohlstand der Menschen: Aus dem Sterben der Werke und Güten wächst menschliches Leid. Tote Schächte aber sind blutende, unverbundene Wunden der Erde.

Ran sollte auch den Fabriken Grabstein: sehen, mit großen, in Granit gehauenen Inschriften. Sie müßten vor den Hauptportalen der größten Werkhäuser stehen, dort gehörten sie hin. Die Zahl der Toten müßten sie angeben und deren frühere Bedeutung. Auch die Zahl der Menschen könnte man darauf sehen, die — statt in den Fabriken zu arbeiten — untätig und hungrig durchs Leben gehen.

Der Lawrence von Ostasien

Gestern Konservenfabrikant, heute Sultan

REK. London, Ende November.

Das Ringen um die westlichen Randgebiete Chinas spitzt sich zu. Japan bemüht sich, in Sinkiang, dem früheren Chinesisch-Turkestan, Fuß zu fassen. Die Sowjetrussen haben seine Bestrebungen teilweise durchkreuzt und sich in dem kleinen Teilstaat Krumtschi einen Basallen und eine Basis für weitere Angliederungen nach dem Muster der Auseren Mongolei geschaffen. Japan proklamierte darauf den türkischen Prinzen Abd-ul-Kerin, einen Sohn des Sultans Abd-ul-Qamid II., zum mohammedanischen Sultan von Sinkiang, und einige einflußreiche turkestanische Feudalherren erkannten den neuen Herrscher, der die Rolle eines zweiten Mandschulaisers Kang-Tsch spielen sollte, in der Tat an. Aber Abd-ul-Kerin starb vor zwei Monaten plötzlich, und der neue Thron ist vorzeitig vakant geworden.

Hier haben die Engländer eingehakt, die in dem wichtigen und an Bodenschätzen reichen Grenzland zwischen Indien, Tibet und Afghanistan, das doppelt so groß ist wie Frankreich und rund 30 Millionen Einwohner befrist, weder die Russen noch die Japaner regieren sehen wollen. Sie haben den Moslim Sinkiangs einfach einen neuen Herrscher gegeben, und dieser ist in dem größeren südlichen Teil des Landes auch in der Tat anerkannt worden. Er ist freilich kein Sohn Afriens, sondern ein Engländer mohammedanischer Religion. Er heißt James Vertram Sheldrake, Konservenfabrikant aus Birmingham. Er ist der neue Lawrence des fernen Ostens.

Imam Ben Allah und der Radschah von Brunei

James Vertram Sheldrake betrieb in Birmingham eine gutgehende Fischkonservenfabrik und interessierte sich für die Probleme ferner Erdteile nur insoweit, wie sie den Absatz seiner Produkte betrafen. Vor etwa 10 Jahren ging in ihm jedoch eine seltsame Wandlung vor. Er begann Orientalistik zu studieren, lernte eine Reihe asiatischer Sprachen und Dialekte, trat nach einiger Zeit sogar zum Islam über und ließ auch seinen 1922 geborenen Sohn in diesem Glauben erziehen.

Seine Begeisterung für die Lehre Mohammeds führte ihn so weit, daß er in Birmingham und London öffentlich als Propagandarebner für den Islam auftrat. Da er damit aber begreiflicherweise nur wenig Anklang fand, übertrog er kurzerhand die Verwaltung seiner Konservenfabrik seiner Frau und reiste nach Asien. Die fand er vollen Erfolgs. Die strenggläubigen Mohammedaner Bagdads empfingen den neuen Glaubensprediger mit offenen Armen, gaben ihm den Namen „Ben Allah“ (Kind Gottes), und nach 7 Monaten erhielt er sogar die Würde

Und — wenn man die Steine etwas größer machen wollte — könnte man auch die Lebensmittelmengen anführen, die man im letzten Jahre den Hungernden vorenthielt und vernichtete.

Unterschreiben müßten natürlich jene, die an dieser Ordnung noch verdienen.

Man sollte, man sollte — man wird es aber nicht tun.

Wem liegt schon daran, seine Schande in Stein gemeißelt zu sehen?

Martin G r i l l

eines Imam und war damit anerkanntes Mitglied der mohammedanischen Priesterschaft.

Der frischgebadene Imam Ben Allah unternahm eine Missionstour nach Indien und lernte dort den Radschah des kleinen britischen Basasienfürstentums Brunei in Nordborneo, Dhung Ruda, kennen. Diese Bekanntschaft wurde zum Wendepunkt seines Lebens. Es gelang ihm innerhalb weniger Tage, den orientalischen Herrscher von der Hindu-Religion zum Islam zu bekehren; der Glaubenswechsel erregte im ganzen Orient ungeheures Aufsehen und die Gläubigen Mohammeds von Karoffo bis Hadarabad feierten den spleenigen Engländer als einen neuen Propheten des Islam.

Herrscher über 20 Millionen Menschen.

Seine neuen Freunde wiesen ihn auf das riesige Grenzland an Indiens Nordgrenze hin, das durch den chinesischen Bürgerkrieg herrenlos geworden war, dessen moslemische Bewohner — Tartaren, Kirgisen und Dunganen — in ununterbrochenen Stammesfehden lebten und um dessen Besitz sich jetzt Moskau und Tokio stritten.

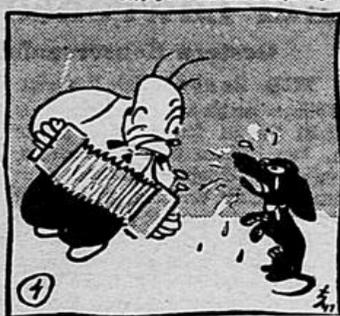
Imam Ben Allah fuhr nach Sinkiang, und es gelang ihm auch in der Tat, die Zwistigkeiten wenigstens vorübergehend zu schlichten. Auf die einheimischen Stammesfürsten machte dieser Erfolg und die geheimnisvolle Persönlichkeit des Neuankömmlings einen derart starken Eindruck, daß sie einstimmig zu dem Entschluß kamen, Imam Ben Allah, dem Reiter Sinkiangs, die Würde des Sultans anzubieten.

Der Konservenfabrikant aus Birmingham war vorsichtig genug, zunächst die Zustimmung der britisch-indischen Kolonialregierung einzufordern. Er erhielt sie natürlich umgehend, denn seine Aktion kam ja der englischen Politik außerst gelegen. Man versprach ihm folgendes: dessen jede nur erforderliche materielle und militärische Unterstützung, und die Vertreter großer englischer Konzerne besprachen sich mit ihm eingehend über alle notwendigen Wirtschaftsfragen. James Vertram Sheldrake aus Birmingham bestieg daraufhin feierlich als Ben Allah I. den Königsthron von Süd-Sinkiang, das gleichzeitig den neuen Namen „Islamistan“ bekam.

Der neue Herrscher hat bereits begonnen, seine Macht auszubauen und zu befestigen. Er hat Militär nach europäischem Muster in schöne bunte Uniformen gesteckt, prächtige Regierungsgebäude errichtet, und die Firma Vickers hat ihm Gewehre, Geschütze und Munition geliefert und dafür das Monopol für die Anbahnung der Eisenbahnen erhalten. Nur durch die Einführung von Steuern hat er seine neuen



Copyright P. I. B. Bøa & Copenhagen



Adamsons gefühlvoller Hund

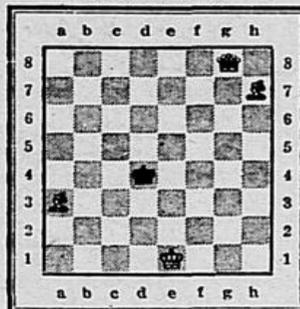
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakova Nr. 32, Post Modlan bei Teplicz-Schönan.

SCHACHAUFGABE Nr. 314.

Von Johann Dřitina, (Zlatá Praha, 1883.)

Schwarz: Kd4. (1)



Weiß: Ke1, Dg8, La3, h7, (4)
h4. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 311: De2-c7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Habl Erwin, Chlmak Teo, Hofeld Otto, Schindler Rudolf, Freundl Anton, Tyle Vladimir, Lohmüller Hans, sämtlich Nesteritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Chroust Karl, Bilin; Nitsch Ross, Trupschitz; Schöffel Anton, Schöbritz; Dinnebiel Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Bretschneider Otto, Drakowa; Havel Franz, Modlan; Tesaf Franz, Suchel; Klotzig Rudolf, Strache Karl, Pfeiffer Ernst, Strache Rudolf, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Walter Ludwig, Teinitz Hans, König Anton, sämtlich Kwikau; Treitl Gustav, Wisterschan.

Gen. Fleck, Tetschen, gab in Nesteritz ein Simultanspiel an 11 Brettern. Ergebnis: 6 Partien gewonnen, 5 Partien verloren.

PARTIE Nr. 118.

Gespielt in Wottingham, England 1936.

Weiß: Botwinnik. Schwarz: Tartakower. Altindisch.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 1. | Sg1-f3 | Sg8-f6 |
| 2. | c2-c4 | d7-d8 |
| 3. | d2-d4 | Sb8-d7 |
| 4. | g2-g3 | e7-e5 |
| 5. | Lf1-g2 | Lg8-e7 |
| 6. | 0-0 | 0-0 |
| 7. | Sb1-c3 | c7-c5 |
| 8. | e2-e4 | Dd8-c7 |
| 9. | h2-h3 | Tf8-e8 |
| 10. | Lc1-c3 | Sd7-f3 |
| 11. | Ta1-e1 | h7-h6 |
| 12. | d4-d5 | Lc8-d7? |

Schon der entscheidende Fehler. Mehr oder weniger scheint es erzwungen zu sein.

13. Sf3-d2! e7-e5
Soll den folgenden Vorstoß wenigstens etwas abschwächen.

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 14. | f2-f4 | g5x4 |
| 15. | g3x4 | Kf8-e7 |
| 16. | f4xe5 | d6xe5 |
| 17. | c4-c5! | c6x15 |

Es drohte ein „Gabelfrüstück“: die Reiterei kreift nun aber mächtig in das Spiel ein.

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 18. | Sc3xd5 | Dc7-c6 |
| 19. | Sd2-c4 | Sf8-g6 |

Nicht LxXc5?, 20. TxXf6 und gewinnt. Schwarz muß bereits lauter Zwangszüge machen.

- | | | |
|-----|---------|--------|
| 20. | Sc4-d5! | Ld7-e6 |
| 21. | Sd5xe7 | Sg6xe7 |
| 22. | Tf1xf6! | Kg7xf6 |

Aber statt die Qualität zu nehmen, will Botwinnik lieber selbst opfern, denn die Stellung scheint sturmreif zu sein.

- | | | |
|-----|----------|-----------|
| 23. | Dd1-h5!! | Se7-g6! |
| 24. | Sd6-f5! | Tg8-g8 |
| 25. | Dh5xh6 | Ld5xh2 |
| 26. | Tc1-d1! | Ta8-d8 |
| 27. | Dh6-g5+ | Kf6-e6 |
| 28. | Td1xh8 | f7-f6 |
| 29. | Td8xg8 | Se6-f4 |
| 30. | Dg5-g7 | aufgeben. |

Hoffentlich ohne „Bedenken“, denn abgesehen von Mattdrohungen, fällt eine Inventaraufnahme für Schwarz allzu möglich aus. Eine herzerquickende Partie, vom Sieger sehr, sehr stark gespielt.

Lenore Frank.

Unterthanen, die seit dem Beginn der chinesischen Revolution keinerlei Abgaben mehr zu zahlen brauchen und ihren Stammesfürsten höchstens ab und zu einen fetten Hammel „schenken“ mußten, etwas verjähmt, aber seine Popularität als „neue Säule des Islams“ scheint stark genug zu sein, um diese Belastungsprobe zu ertragen.

Auf alle Fälle ist der neue Konjunkturfabrikant heute unbekannt Sultan, und die japanischen Bemühungen um den Süden Chinesisch-Turkeistans sind einstweilen zum Nutzen des englischen Einflusses durchkreuzt. Die Gattin des Herrschers über 20 Millionen fernöstliche Mohammedaner leitet inzwischen die Fischkonjunkturfabrik James Vertram Seldraite in Wottingham.

in der Regel, von den Erwachsenen an den Kindern.

Wann fängt Erziehung an? Mit der Geburt. Schon der Säugling wird körperlich und seelisch erzogen.

Wann hört sie auf? Mit dem Tode. Kein Mensch ist vor seinem Tode „fertig“.

Wofür sollen die Erwachsenen die Kinder erziehen? Für das reale Leben.

Was verlangt das reale Leben? Anpassung und Einordnung in die Gesellschaft.

Wie erreicht die Erziehung dieses Ziel am besten? Indem sie bemüht ist, den Charakter des Individuums zu erkennen und zu bilden, zugleich aber auch die Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit klarzulegen. Jedes Individuum ist zwar an sich etwas Einziges, Einmaliges, aber doch nur denkbar als Mitglied der Menschheit, von der es abhängt, und als Teil des Kosmos, von dem es ausgeht und zu dem es wieder zurückkehrt. Die Persönlichkeit nun des einzelnen, die sich in seinem Charakter zeigt, bildet sich innerhalb des Milieus, in dem er lebt. Dies ist gewiß nur Liefel und nicht Greif — mag sie mit dieser auch noch so viele Lehnlichkeiten haben — ihrer beider Art und Unart freilich entwickelt sich aus ähnlich gearteten menschlichen Eigentümlichkeiten, die eine ähnliche Umwelt ähnlich beeinflusst.

Wir werden deshalb bei der Erziehung zwar immer den Einzelfall erfassen, darüber hinaus aber die Beziehungen des Kindes zu seiner Umgebung berücksichtigen müssen. Gerade hier berühren wir die wichtigste Frage der Erziehung, die der Gemeinschaft — des guten Kontaktes, der wesentlich ist für die Arbeit und die Mitarbeit des einzelnen an den Aufgaben, die er innerhalb der Gesellschaft zu leisten hat.

Wer erzieht wen?

Diese Fragestellung mag vielleicht seltsam erscheinen, vielleicht auch allzu selbstverständlich. Und dennoch ist sie berechtigt.

Wer erzieht wen? Der Erwachsene das Kind, nicht wahr?

Wer erzieht wen? Nun, auch das Kind den Erwachsenen — durch die immer erneuten Anforderungen, die das Kind an ihn stellt.

Wer erzieht wen? Es erziehen sich auch die Erwachsenen untereinander — durch den ständigen Kontakt, der — mehr oder minder reibungslos — unaufhörlich zwischen den Menschen im Klauß ist.

Wer erzieht wen? Das Leben erzieht uns alle, groß und Klein — dieser blinde, unbarmherzigste Lehrmeister!

Was ist Erziehung? Beeinflussung: schlechthin — soweit sie nicht bewußt und planmäßig erfolgt, sondern nur eine Einwirkung der Umwelt (Personen und Dinge) ist. Beeinflussung im besonderen Sinne — wenn sie bewußt und planmäßig ausgeübt wird, also,